Simeon Alig

Welche Erinnerungen haben Sie noch von Ihrer Kindheit und Schulzeit?

Ich kann mich noch daran erinnern, dass wir uns Leder um die Schuhe banden und damit die Hänge hinunterrutschten. Dann weiss ich noch, dass mein Vater im gleichen Jahr, in dem er starb, zwei Geschirrschränke gebaut hat. Dabei verletzte er sich am Auge und musste in Chur operiert werden. Ausserdem hat er unser Haus aufgestockt, wofür zuerst einmal das Dach demontiert werden musste. All dies wurde damals von Hand gemacht. Mein Vater verfügte über seine eigene Werkstatt für die Verarbeitung von Holz und erledigte Arbeiten, wie „Bretter verfugen“, selbständig.

Könnten Sie erklären, was „Bretter verfugen“ bedeutet?

Das bedeutet, dass man eine Nut und einen Kamm machte. Man hatte zwei verschiedene Hobel, einen für die Nut und einen für den Kamm. Das dauerte schon eine ganze Weile, bis man ein Täferbrett angefertigt hatte.

Was ist Ihnen aus den Zeiten des Zweiten Weltkrieges im Gedächtnis geblieben?

Während der Kriegszeit arbeitete ich auf der Alp, da mein Vater früh starb. Er ist nach dem Besuch einer Beerdigung in Sevgein erkrankt. Obwohl der Arzt ihm verboten hatte, nach Hause zurückzukehren, ist er – statt ins Spital zu gehen –, nach Hause gekommen, worauf er nach zehn Tagen an einer Lungenentzündung starb. 1939, beim Kriegsausbruch, musste ich zu Hause

bleiben, um die Tiere zu füttern. Alle Männer waren verpflichtet Militärdienst zu leisten. Mein Vater hatte eine kleine Landwirtschaft mit einigen Kühen, Ziegen und Schafen. Wir lebten in einfachen Verhältnissen und mussten oft hart arbeiten.

Wie verlief ein Tag in Ihrer Kindheit?

Nach der Schule trafen wir uns zu Ballspielen. Im Winter fuhren wir Ski. Wir hatten zwei Paar davon, die mein Vater selbst angefertigt hatte und wir anmalten. Wir schossen auch mit Pfeil und Bogen, die wir selbst schnitzten. Neben der Schule musste Holz geholt, gesägt und gehackt sowie das Kleinvieh gefüttert werden. Als ich als Knecht diente, gingen wir Maulwürfe fangen. Für jeden Maulwurf bekamen wir einige Rappen, welche wir jedoch nicht behalten durften. Vor 1946 gab es keine Elektrizität, was das Leben erschwert hat. Glücklicherweise hatten wir bereits damals Wasser im Haus. Es bestand aber die Gefahr, dass das Wasser im Winter gefror. Um das zu vermeiden, wurde ein kleiner Strahl immer laufen gelassen, was zur Folge hatte, dass wir nachts aufstehen mussten, um das Wasser wegzuschütten.

Ausserhalb der obligatorischen Schulzeit musste man arbeiten gehen?

Als mein Vater starb, mussten wir bei der Alpwirtschaft mithelfen. Meine Brüder waren bereits angestellt und einer musste die Stelle absagen, um auf dem Feld mithelfen zu können. Meine Mutter machte sich grosse Sorgen über die Arbeitsaufteilung, da einer meiner Brüder angehender Pfarrer war und der andere bis dahin immer nur auf der Alp gewesen war und noch nie zuvor

gemäht hatte. Ich wurde als Knecht auf die Alp geschickt – und das im Alter von zehn Jahren. Bei Regen trugen wir Kapute, allerdings saugten diese sich mit Wasser voll. Knecht, Hirt, Zussenen und Senn bezogen in jenem Sommer die neue Hütte der Kuhalp von Ramosa. Für die damalige Zeit war diese sehr gut eingerichtet. Frühmorgens zog ich mit dem Hirten hoch hinauf, um die Kühe von der Weide in den Stafel zu treiben. Die zwei Zussenen holten die Kühe von der unteren Weide. Bevor man die Kühe so frühmorgens aus dem Schlaf riss, wäre man am liebsten selbst dort abgelegt, um weiterzuschlafen. Es kam schon vor, dass die eine oder andere Kuh fehlte, als wir bei der Hütte ankamen. Dann hiess es, noch einmal loszugehen, um die fehlenden Kühe zu suchen. Manchmal musste man sogar zwei- oder dreimal zur Suche aufbrechen, bis alle Kühe im Stafel waren. Das Allerschlimmste war der Dreck im Stall oder kaltes Wetter, da die Kühe sich jeweils die Zitzen entzündeten und dementsprechend ausschlugen. Diese Kühe musste ich dann festbinden. Die alte Hütte von Ramosa wurde beim Alpaufzug demontiert und nach Ramosa-Su transportiert und dort zusammengebaut. Von dort mussten wir das Wasser jeweils mit einem Rückentraggefäss oder mit Kannen von weither holen. Stundenlang verbrachten wir auch mit Butter schwingen. Geschlafen haben wir auf etwas Heu und alle fünf nebeneinander aufgereiht.

Wie viel Lohn haben Sie damals bekommen?

Wie viel ich auf der ersten Alp verdient habe, weiss ich nicht mehr genau.

Später arbeitete ich auf der Nachbarsalp Diesrut. Da hat sich einiges geändert. Jeder Hirt trug die Namen der Bauern und die Nummern der Rinder in ein Heft ein. Es wurde viel gründlicher gehütet, das Vieh hatte keinen freien Lauf. Alles in allem hüteten wir zwischen 280 und 300 Stück Vieh. Mittags und abends wurde das Vieh jeweils zusammengetrieben. Die Hütte haben wir dabei kaum einmal bei Tageslicht zu Gesicht bekommen. Man brach in der Morgendämmerung auf und kehrte abends in der Dunkelheit wieder zurück. Das Vieh wurde den ganzen Tag in einer Herde gehalten. Heute völlig undenkbar. Am Schönsten war es in der Greina. Das einzige Problem bestand dort darin, die Flüsse zu überqueren, da es damals noch keine Brücken gab. Einmal ist zwischen 50 und 60 Zentimeter Schnee gefallen. Am nächsten Morgen kamen bereits die Schneemänner, um das Vieh hinunter nach Diesrut in den Stall zu treiben. Während der Nacht mussten wir Wache schieben und die Halsketten durchtrennen, falls Rinder übereinander kippten und zu ersticken drohten.

In der Nähe der Stallungen gab es eine Wiese, die gemäht wurde, um bei Schnee dem Vieh etwas Heu zu verfüttern?

Ja, die Bauern mähten ein wenig unterhalb der Hütte, jedoch nur in kleinen Mengen. In eben diesem Jahr mussten Heuballen vom Militär hinauftransportiert werden, um das Vieh durch zu füttern. Diese Soldaten waren während des Krieges in der Greinaebene stationiert.

Was war früher im Vergleich zu heute besser oder schlechter?

Das ist schwierig zu sagen. So arm waren wir nun auch wieder nicht.

Empfand man Armut im Kindesalter nicht als etwas Negatives?

Nein, man hatte wirklich alles, was man brauchte. Im Vergleich zu dem, was die Kinder heute alles besitzen, war das natürlich so gut wie gar nichts.

Bekam Ihre Mutter damals eigentlich eine Rente als der Vater starb?

Ja, eine kleine, was jedoch nicht im Geringsten ausreichte. Meine Geschwister und ich mussten deshalb, so bald als irgendwie möglich arbeiten gehen, um Geld zu verdienen. Jede Familie musste schauen, dass sie über die Runde kam, was bedeutete, so viel wie möglich selbst herzustellen. Die Bauern haben auch ihre Ställe selbst gebaut. Ich kann mich noch erinnern, wie meine Schwester und ich zum ersten Mal mit einem Ochsespann Holz im Wald geholt haben, weil die anderen im Militärdienst waren und das Holz ausgegangen war. Von richtigen Strassen konnte nicht die Rede sein und zudem gab es damals nur Notbrücken, sogenannte „surfisas“.

Das müssen Sie erklären.

Um die Bäche zu überqueren, wurden im Spätherbst Äste ins Wasser geworfen, welche in der Folge zu Eis gefroren. Darauf wurde Schnee geworfen, womit im Laufe der Zeit eine Art Brücke entstand. Das war die einzige Möglichkeit, mit einem Fuhrwerk auf die andere Seite des Flusses zu gelan-

gen. An Holz zu kommen, war damals nicht einfach. Es galt als Mangelware. Wir haben oft grünes Holz gespalten und dieses abends neben den Ofen gelegt, damit es am nächsten Tag einigermaßen brannte.

Sie haben nach der Schule eine Lehre absolviert, was zu dieser Zeit nicht sehr häufig vorkam.

Ja, ich war einer der einzigen, der damals eine Lehre absolviert hat und zwar in Lenzerheide, wo mein Bruder als Pfarrer tätig war. Glücklicherweise stammte mein Arbeitgeber aus einer romanischen Familie, was es mir ersparte, während der Arbeit Deutsch zu sprechen. In der Gewerbeschule hingegen war Deutsch die Unterrichtssprache.

Wie lange hat diese Lehre gedauert?

Drei Jahre. Zur Schule gingen wir in Tiefencastel, später in Chur. Für diesen Weg habe ich mir ein Fahrrad gekauft und unter grosser Anstrengung erlernt.

Wie oft konnten Sie nach Hause kommen?

Ich bin über ein Jahr lang nicht zurückgekehrt. Bei meinem Bruder war ich aber gut aufgehoben.

Was haben Sie anschliessend gemacht?

Nach dem Lehrabschluss habe ich die Rekrutenschule gemacht. Danach bin ich in die Schreinerei zurückgekehrt, wo ich auch meine Lehre absolviert hatte. 1951 habe ich eine Stelle in Luzern angenommen. Dort wurde ich

krank. Schlussendlich landete ich mit einer Lungen- und Brustfellentzündung im Spital. Anschliessend wurde ich zur Kur nach Davos geschickt. Die Entzündung hatte meinen Körper komplett ruiniert. Ich war auf der einen Seite viel dünner als auf der anderen. Nachdem ich tagelang nicht anderes getan hatte als liegen, habe ich eine Medizin in Pulverform bekommen, welche bei einem Kurpfuscher aus dem Liechtenstein bestellt worden war und welche mich schlussendlich auch heilte. In Davos konnte man sich weiterbilden. Ich habe das Zehn-Finger-System erlernt und mit Englisch und Buchhaltung begonnen. Danach ging ich nach Hause und begann mit anderen einheimischen Handwerkern zu arbeiten. Später habe ich die Entscheidung getroffen, mich selbständig zu machen und habe kurze Zeit später ein Stück Land zwischen Vrin und Cons gekauft.

Einge Zeit nach dem Lehrabschluss haben Sie dann eine eigene Werkstatt zwischen Vrin und Cons gebaut?

Das Grundstück habe ich für 80 Rappen/m² erworben. Mitte August 1952 habe ich mit den Bauarbeiten begonnen. Die Mauersteine habe ich in der Nähe gefunden, Geld hatte ich nämlich keines. Um die Mauer zu errichten, habe ich zwei Maurer des Dorfes zu Hilfe gerufen. Neben der Sägerei meines Bruders habe ich so die Schreinerei gebaut. Meine erste Maschine kostete mich zwischen 10 000 und 15 000 Franken. Mit dieser konnte man hobeln, fräsen oder sie als Kehlmaschine benutzen. Die Maschinen wurden im Laufe der Zeit immer grösser und besser. Später habe ich zuerst die Schreinerei am alten Standort vergrössert, um in der Folge am Schluss

meiner Laufbahn als Schreiner, eine neue Schreinerei im Dorf zu errichten.

Welche Aufträge bekamen Sie damals?

Zuerst konnte ich die Schreinerarbeiten an der Schule von Vignogn ausführen. Danach habe ich die Alphütte und den Schweinestall einer Alp in Obersaxen gebaut und nachher haben wir Aufträge für Arbeiten an der Schule und deren Turnhalle in Lunschana bekommen.

Wie viel verdienten Sie mit Ihrer Arbeit?

Wir arbeiteten damals für 3.80 Franken pro Stunde.

Wie war das mit der Reise und dem Transport?

Ich besass ein Auto, einen Olymp, das wir mit 20 bis 25 m²-Bretter beladeten, was für einen Arbeitstag reichte. Das Mittagessen nahmen wir mit und kehrten abends wieder zurück. So ging das Tag für Tag, Jahr für Jahr. Was immer wieder anstand, waren Totensärge. Wenn jemand starb, wurde ich angerufen. Wir präparierten die Bretter, nagelten sie zusammen und bemalten den Sarg. Teilweise brachten die Angehörigen die Bretter selbst,

was uns die Arbeit natürlich erleichterte. Erst in den letzten Jahren habe ich begonnen, die Särge fertig zu kaufen. Die letzten, selber erstellten Särge habe ich zu rund 380 Franken verkauft und kurz darauf bezahlte ich zwischen 1200 und 1500 Franken für einen zugekauften.

Auch die Verstorbenen in den Sarg zu legen, fiel in Ihren Arbeitsbereich?

Ja, auch das war meine Pflicht.

Was haben Sie während Ihrer Laufbahn als Schreiner alles gebaut?

Gebäude, Häuser, ganze Restaurants, Kirchtürme, Ställe, allerlei Möbel sowie auch Schnitzarbeiten an Altären. Bekannt war ich für meine Fensterrahmen. Ich versuchte immer, auf dem neusten Stand zu sein und habe somit auch die Konstruktionsvorgänge drei- oder viermal in meinem Arbeitsleben geändert.

Fiel auch die Planung der Objekte in Ihren Arbeitsbereich?

Etliche habe ich nicht nur gebaut, sondern auch geplant.

Wie haben sich die Arbeitsabläufe im Laufe der Jahre verändert?

Früher mussten wir die Balken Seite um Seite hobeln – und dies zu dritt oder zu viert. Heute wird diese Arbeit von einer Maschine in einem einzigen Arbeitsablauf verrichtet. Die ganz alten Gebäude bestehen noch aus von Hand behauenen Balken und dies jeweils der Grösse des Sägeblocks entsprechend.

Haben Sie auch nach diesem Verfahren gearbeitet?

Ja. Die Balken wurden für einen Stall auf eine Breite von 15 Zentimetern und für ein Haus auf eine Breite von 12,5 Zentimetern geschnitten. Die Höhe wurde an das Holz angepasst, das heisst die Balken waren nicht parallel,

sondern konisch. Auch die Wände wurden vor Ort gebaut. Der Gewettkopf wurde je nach Form des Holzes erst auf der Wand ausgeschnitten, Balken um Balken. Der Zimmermann musste die Höhe der Wand jeweils ausgleichen.

Haben Sie auch Holz noch mit der Breitaxt bearbeitet?

Ja, am Anfang schon, jedoch eher selten. Es gab andere, die für diese Arbeit begabter waren. Ich bevorzugte die Zimmermannsaxt. Ich kann mich noch daran erinnern, wie man mir zum ersten Mal erklärte, dass es bei Wind unmöglich sei, Holz präzise mit der Breitaxt zu behauen.

Früher mussten viele gefährliche Arbeiten verrichtet werden und es war keine Seltenheit, dass ein Schreiner einen Finger verlor?

Ich blieb grösstenteils über all die Jahre von Unfällen verschont. Allerdings verlor ich einen Finger beim Hobeln einer Leiste. Ein Ast hat die Leiste auf die Seite geschleudert und mein Finger wurde in die Welle, der mit 6000 Umdrehungen pro Minute laufenden Maschine gezogen. Blut floss zuerst keines, hingegen hingen die Nervenstränge aus der Wunde heraus. Der Arzt hat diese weggeschnitten und die Hand behandelt. Am nächsten Tag litt ich Höllenqualen. Andere nennenswerte Unfälle hatte ich selber zum Glück keine. Hingegen ist einer meiner Mitarbeiter einmal vom Dach gefallen. Er hat sich die Rippen gebrochen und sich innere Verletzungen zugezogen, kam jedoch mit dem Leben davon.

Wie stand es damals mit der Konkurrenz?

Es gab schon eine gewisse Konkurrenz. Wir kamen zusammen, besprachen die Angebote und einigten uns schliesslich. Heutzutage ist ein solches Vorgehen verboten. Damals wurde immer versucht, die Arbeit in der Gemeinde zu behalten, was jedoch nicht immer geklappt hat. Es kam immer wieder vor, dass auch Unternehmen von ausserhalb offerierten.

Was war früher schöner im Vergleich zum Moment, an dem Sie aus dem Geschäft ausgestiegen sind und umgekehrt?

Am Anfang war alles interessanter und anspruchsvoller. Man benötigte viel mehr Zeit, um eine Maschine einzurichten. Die Arbeit war viel strenger, wenn ich nur schon daran denke, wie wir all die Balken eines Hauses für die Verarbeitung hinunter in die alte Werkstatt und wieder zurückgetragen haben. Heute wird die ganze Arbeit von Maschinen verrichtet. Ein Vorteil heutzutage besteht darin, dass man viel präziser und damit besser arbeiten kann.

Wie viele Stunden wurde damals gearbeitet?

Sechs Tage in der Woche, inklusive Samstagvormittag. Im Sommer arbeiteten wir zehn Stunden pro Tag, im Winter weniger. 215 Stunden im Monat waren keine Ausnahme.

Ställe mit Rundholzbalken werden schon seit Jahrzehnten nicht mehr gebaut?

Davon habe ich einige gebaut. Für den Bau von Ställen aus Rundholzbalken war eine gewisse Routine erforderlich. Da das Rundholz auf der einen Seite dicker war, als auf der anderen, mussten das dünne und das dickere Ende des Stammes abwechselnd aufeinandergeschichtet werden. Die Verkämmungen durften nicht zu gross sein, da sich das Holz sonst bewegte und die Wand somit schief wurde. Hatte das Gebäude eine gewisse Höhe erreicht, wurden die Balken mit einem Lederseil, mithilfe von zwei weiteren an die Wand gestützten Balken hinaufgezogen.

Welches waren die Höhepunkte in Ihrer Kindheit?

Der Samichlaus, Weihnachten und Neujahr. Der Samichlaus brachte Geschenke und an Neujahr bekamen wir ein wenig Geld. Fünf oder zehn Rappen, oder vielleicht sogar 20 Rappen pro Haushalt waren die Norm. Wir wussten bereits im Voraus, dass dieses Geld zu Hause abgegeben werden musste, um Stoff zu kaufen. An Weihnachten gab es kaum Geschenke.

An Feiertagen war schulfrei, jedoch mussten Sie dafür zur Kirche. Und falls man nicht das tat, was einem befohlen worden war, gab es eine saftige Strafe?

Was mich als Bub fast zur Weissglut trieb, war das Beichten. Man durfte die Kommunion erst empfangen, wenn man Busse getan hatte. Wer das Pech hatte, zuletzt beichten zu dürfen, musste jeweils eine halbe Stunde warten, bis er zur Kommunion gehen konnte. Ausserdem war es verboten nach dem Gottesdienst die Kirche durch die klei-

ne Seitentür zu verlassen, bevor die erwachsenen Kirchgänger noch nicht draussen waren. Als wir es einmal trotzdem taten, mussten wir zehn Mal alle Gebete der Messdiener abschreiben. Die schlimmste Bestrafung bestand darin, dass der Pfarrer die Kinder vor der ganzen Kirchengemeinde niederknien liess. Und besonders schlimm war das, wenn das Gesicht auf die Kirchengemeinschaft gerichtet war. Pfarrer und Lehrer waren damals Autoritätspersonen, in der Schule wurden wir oft geschlagen.

Damals gab es viele Verbote und Vorschriften?

Der Gemeinderat hatte ein generelles Tanzverbot in den Wirtshäusern verordnet und an den vier Feiertagen durfte bis um fünf Uhr nicht gejasst werden, was völlig falsch war. Die Jugend betrank sich und es gab immer wieder Streit und Schlägereien.

Sie sind oft Ski gefahren und galten als ausgezeichnete Skifahrer?

Sonntags nach dem Gottesdienst gingen wir immer Skifahren, und wir haben an jeglichen Skirennen teilgenommen. Mein Bruder Marcel war der beste Abfahrer der ganzen Region, während ich beim Slalom besser war. Oberhalb des Dorfes fand jeweils die Abfahrt statt, nachher verlagerten wir uns nach Vilegn um Langlauf zu machen und am Schluss veranstalteten wir ein Slalomrennen in der Val Craps, alles am gleichen Tag. 1954 habe ich mir als erster des Dorfes ein Personenauto gekauft, womit wir problemlos an weit entfernte Skirennen fahren konnten.

Haben Sie auch Transporte für andere durchgeführt?

Mit meinem Peugeot habe ich schon hin und wieder anderen einen Dienst erwiesen: Brautpaare transportieren, Kranke zum Arzt oder ins Spital fahren, Kleinvieh- oder Warentransporte machen und anderes. Das Auto hat mich seinerzeit 2 800 Franken gekostet.